



Reiche Ernte: Farkhot Bobojew zieht seinen Profit aus dem Wandel und aus der Erde – verkauft wird das Gemüse meist auf den Märkten der nahen Städte.



Fotos Thomas Veser

Kartoffeläcker im Hochgebirge

Tadschikistan hing früher von sowjetischer Ernährung ab. Nun sucht das Bergland nach Wegen, sich selbst zu versorgen.

Von Thomas Veser

PANDSCHAKENT, 1. April. Alles drehte sich ums Geld in Pandschakent an der Seidenstraße, damals, in der Blütezeit. Damit ist es allerdings schon eine Weile vorbei, seit dem frühen Mittelalter nämlich. Den einstigen Wohlstand der zerfallenen Handelsstadt bezeugen heute noch die prächtigen Wandgemälde aus vorislamischer Zeit. Zusammen mit der rätselhaften Nachbarbesiedlung Sarasm aus der Bronzezeit ist sie ein Dorado der Archäologen, gelegen im nordwestlichen Zerafshan-Tal. Pandschakent heißt auch der Hauptort des gleichnamigen Distrikts in Tadschikistan. Die meisten Menschen hier sind in der Landwirtschaft tätig. Das Zerafshan-Tal, obwohl hoch gelegen, hat gute Böden für Ackerbau, Viehzucht und Obstkulturen.

Damit kommt der Gegend an der Grenze zu Usbekistan eine Schlüsselrolle zu. Als kleinstes mittelasiatisches Land ist Tadschikistan überwiegend gebirgig. Landwirtschaft kann man nur auf gut fünf Prozent der Fläche betreiben. Damit könnte es sich mit seinen etwa acht Millionen Einwohnern zwar immer noch aus eigener Kraft mit Nahrungsmitteln versorgen.

Aber es muss zurzeit mehr als die Hälfte der Lebensmittel importieren, und das hat historische Gründe. Bis zum Umbruchjahr 1991, als Tadschikistan sich für unabhängig erklärte, wurde das wirtschaftliche Schlüsselstück der Sowjetunion vor allem mit Lebensmitteln aus anderen Republiken versorgt. Weizenmehl etwa kam aus Kasachstan, Obst und Gemüse lieferte die Ukraine. Im ganzen Land gab es damals etwa 600 Staatsfarmen, die Sowchosen. Dort hatten die Bauern ihre Ernte abzuliefern. An diese Zeit erinnern am Stadtrand noch die zerfallenden Backsteingebäude einer Kolchose, die nach Karl Marx benannt war. In den besten Jahren standen dort bis zu 700 Rinder. An Futter herrschte kein Mangel, zumal die Hirten ihre Tiere auch auf usbekischem Gebiet weiden ließen. Viehzucht in solchem Maßstab wäre heute unmöglich, weil Usbekistan die Grenze mit Tadschikistan 2010 mit einem Metallzaun abriegelte, angeblich, um die Handelswege des Kauschgifts aus Afghanistan zu kappen.

In erster Linie kam dabei allerdings der für beide Seiten einträgliche kleine Grenzverkehr zum Erliegen. Westliche Touristen, die vom usbekischen Samarkand aus Tagesausflüge nach Tadschikistan unternehmen, gibt es nicht mehr, so wenig wie tadschikische Bauern, die in Usbekistan Kartoffeln und Früchte verkaufen. Seither müssen die Bauern ihre Waren im eigenen Land absetzen. Bei der Landreform, die 1991 begann und noch immer nicht abgeschlossen ist, bekamen die einstigen Staatsangestellten sogenannte Dekhan-Farmen, deren Land in Staatsbesitz bleibt.

Der 54 Jahre alte Makhmut Zoïrow, einst Angehöriger der Karl-Marx-Kolchose, bearbeitet Felder auf fünf Hektar Plä-

che, die sich drei Familien teilen. Wie die meisten Landwirte zieht er Gemüse, etwa Gelbe Rüben, Tomaten, Zwiebeln. „Als Kolchosnik ging es mir richtig gut“, sagt er wehmütig. Damals gab die Kolchose jedem ein Soll vor, „dafür bekamen wir monatlich ein Gehalt, um mehr mussten wir uns nicht kümmern. Zudem konnte ich meinen Hof zur Selbstversorgung behalten.“ Diese Sicherheit vermisst er heute. Makhmut Zoïrow erlebte den Aufbruch in die freie Wirtschaft als Mühsal. „Die meisten Leute waren damals knapp bei Geld, und so sanken die Preise, außerdem war ich mir nicht sicher, auf welche Produkte ich setzen sollte, das war richtig riskant.“

Jetzt muss er den größeren Teil seiner Ernte wohl oder übel Mittelsmännern überlassen, die damit Märkte in Duschanbe beliefern. Den Rest kann er zu besseren Preisen auf seinem Hof absetzen. „Inzwischen habe ich wenigstens einige Stammkunden gewonnen.“ Er schätzt den Anteil der Landwirte, die selbständig sein wollen, auf höchstens 20 Prozent. „Die übrigen sind damit zufrieden, als Angestellte einen sicheren Monatslohn zu beziehen.“

Vier Jahrzehnte lang hatte sein heutiger Partner Farkhot Bobojew, ein jetzt 65 Jahre alter Mann, der Kolchose als Traktorist die Treue gehalten. Sein Gemüse verkauft er überwiegend in der Markthalle von Pandschakent und an Kunden, die zu ihm kommen. Er weint der alten Zeit keine Tränen nach. „Jetzt ist es besser, die Regierung hat uns Land gegeben, wir bestimmen selbst, was wir anbauen“, bekräftigt Farkhot Bobojew. Er ist mit dem Umbruch gut zu Rande gekommen – mit seiner Gemüseproduktion und der Baumschule.

„Es wurden einfach neue Arten der Landwirtschaft nötig“, sagt Zafar

Norov von der Welthungerhilfe. So mussten die Bauern sich mit der Technik des Fruchtwechsels vertraut machen und lernen, wie man Obstbaumkulturen fachmännisch pflegt. Diese Aufgaben erfüllten früher russische Fachleute, die mittlerweile aber in ihre Heimat zurückgekehrt sind. „Die meisten Bauern hatten ein Grundwissen, das über die Bewirtschaftung der eigenen Gärten nicht hinausging“, sagt Jens Steuernagel von der Welthungerhilfe. Nahrungsmittel wie die bis dahin kaum beachtete Kartoffel haben an Bedeutung gewonnen – sie ist in 2000 Meter Höhe resistenter gegen Schädlinge. Der Reisanbau war die nächste Erfolgsgeschichte. „Reis verdrängt allmählich Weizen und Tabak, die in der sowjetischen Zeit bei uns im Vordergrund standen“, sagt Dilovar Serali, der Leiter der Reisforschungsstation des Landes. Sein Team hat eine Variante entwickelt, die den klimatischen Bedingungen in diesem Landesteil – heiße Sommer und extreme, schneereiche Winter – gut gewachsen ist. Wurde Reis früher auf 1500 Hektar angebaut, sind es jetzt schon 11 000 Hektar. Zudem konnte der Hektarertrag verdreifacht werden.

Der Anbau von Tabak wird neuerdings wieder forciert, weil ein türkisches Unternehmen im Zerafshan-Tal eine Fabrik bauen will. Gelingen kann das nur, wenn es genug Wasser gibt. Daran herrscht im Zerafshan-Tal kein Mangel, allerdings stammt das Bewässerungssystem meist noch aus sowjetischer Zeit. Es hat technische Mängel, und die Arbeit der zuständigen Behörde lässt zu wünschen übrig. Deswegen entstanden private Wassernutzervereinigungen. Deren Angehörige halten die Anlagen in Schuss und sorgen dafür, dass alle Bauern die benötigten Mengen erhalten.